

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 264. Bromberg, den 15. November 1930.

Petra.

Die Geschichte eines jungen Mädchens.

Von Barbra Ring.

10. Fortsetznug.) ———

Petra war direkt auf ihr Zimmer gestürzt. Jetzt lag sie nach ihrer alten Kleinmädchengewohnheit auf dem Bauch im Bett, das Gesicht in die Arme gepreßt. Von Zeit zu Zeit trat sie nachdrücklich mit dem Fuß gegen das Fußende des Bettes, so daß es knackte.

Was in aller Welt war geschehen?

Sie hatte es dem Pastor gegeben. Und das Schlimmste war, daß sie ungemein zufrieden mit sich war. Maren würde wohl finden, daß sie ein fürchterliches Verbrechen begangen habe. Aber Vater? Vater würde sicher finden, sie habe recht getan. Vater war so lieb, o so lieb; und verzieh alles. Aber da hätte er am Ende dem Pastor auch verziehen? Petra wurde plötzlich unsicher. Vielleicht hätte er es doch nicht vermocht, daß sie es dem Pastor gegeben hatte. Und Wilhelm Weyer? Was wohl der eigentlich fand? Er war furchtbar lieb zu ihr gewesen, hatte sie in Schutz genommen. Er hatte gesagt —

Plötzlich hob Petra den Kopf — saß aufrecht auf den Knien im Bett und starrte entsetzt in die Luft.

Er hatte sie geküßt. Geküßt hatte er sie. Und er war doch nicht mit ihr verwandt.

Petra faßte sich mit beiden Händen an die Ohren.

Sie war doch nicht etwa —? Sie war doch nicht etwa verlobt mit Wilhelm Weyer? So war's doch. Wenn man erwachsen war und nicht verwandt und sich küßte, dann war man verlobt?

Petra fuhr aus dem Bett in der tödlichsten Angst. Der Kuß an sich hatte keinen großen Eindruck auf sie gemacht — sie war dran gewöhnt, daß die Brüder beim Gutenachtsagen küßten. Es hatte sie nur zu dem Bewußtsein geweckt, daß sie dastand und ein Herrenoberhemd naßgeweint hatte. Aber jetzt, wenn sie sich überlegte, was das zu bedeuten hatte, kriegte sie einen Mordsschreck. Wenn nun Wilhelm Weyer sie zwingen konnte, ihn zu heiraten. Wenn . . . Vergessen waren der Amtmann und der Pastor und alles andere vor diesem fürchterlichen Gedanken. Und Wilhelm Weyer, der gute Junge, den sie so gern hatte, wurde plötzlich zu einem großen, schrecklichen Stein auf dem Wege ihrer Zukunft.

Jenny erschien in der Tür.

„— Himmel, was machen Sie bloß für'n Gesicht, Fräulein Febbeler. Sie sehen ja ganz miesepetrig aus", fragte sie. „Wollen Sie denn heut man gar kein Mittagbrot essen? Is ja schon so bannig spät."

Petra stand und sah sie an.

„Du, Jenny; ist man verlobt, wenn man sich küßt?"

„Kommt drauf an. Einklich — ja", kicherte Jenny.

„Aber wenn — wenn einen nun zum Beispiel einer küßte; muß man da mit dem verlobt sein?"

Jenny sprudelte vor Gekicher.

„O, du mein Gott. Wer von die Zwei is es nu?" lachte sie. „Der mit die Sommersprossens? Der, glaub ich, nimmt die Sache am ernsthaftesten. Der sieht so gediegen aus. Aber wenn es unse Herr Kandidat is, nee Fräulein, denn is man bloß dumm Zeug. Übrings, man kann sich ja auch wieder zerloben, wenn man keine Lust mehr hat", lachte sie beruhigend. „Man nich bang sein, mein klein Fräuleinchen."

Petra hörte sie laut kichernd den Flur entlanglaufen.

Sie war ungeheuer erleichtert.

Zerloben, natürlich. Man brauchte sich also gar nix draus machen. Sie ging an den Spiegel, wusch ihre verheulten Augen, bürstete sich einmal übers Haar und ging hinein.

Sie schlich lautlos ins Krankenzimmer.

„Sie müssen jetzt ein bißchen essen", sagte sie zu Frau Letta, „ich bleibe hier, während er schläft."

Frau Letta schüttelte den Kopf, aber Wilhelm Weyer nahm sie mit Gewalt. „Du mußt etwas essen, Tante, wenn du's die Nacht durch aushalten willst."

Petra setzte sich still an das Bett des Kranken.

Der Amtmann fing an, sich zu rühren und abgebrochene Worte zu murmeln.

„Keiner", flüsterte er, „keiner, ist gut genug". Und dann: „Hilf, Mutter", sagte er in Angst.

„Da ist gar nichts zum Bangesein", sagte eine warme Stimme über ihm. „Alle sind gut genug. Sie sind gut genug. Vater hat es gesagt. Und Vater ist Pastor. Es ist gar nicht schlimm. Es ist so wunderschön, von all dem Wehen wegzukommen."

Der Amtmann bewegte den Kopf wie zu einem Nicken; aber er hatte keine Kraft. In sein Gesicht aber kam ein ruhigerer Ausdruck.

„Mutter", sagte er ein paarmal, „Mutter", aber es war nur wie ein Hauch.

Petra ging, die andern zu holen. Sie standen alle drei am Bett. Wilhelm Weyer nahm Petras Hand wie selbstverständlich. Sie merkte es nicht — sie sah nur unverwandt auf das weiße Gesicht — sah, wie ein grauer Schatten darüber hinkroch. Langsam. Von oben nach unten. Als striche eine Hand über die Züge, um sie zu verlöschen. Dann erstarrten sie.

Nichts mehr. Nur Frau Lettas wehes Schluchzen.

Und es fiel Stille über das Haus.

•

Es dunkelte schon. Und es wehte so, daß die Gasflammen in den Straßenlaternen flackerten. Es war sieben Uhr.

Petras Füße liefen wie Trommelstöcke den Parkweg hinab. Der Wind kam von hinten und wickelte ihr den kurzen engen Rock um die Beine. Sie hielt den Hut mit den Händen fest und richtete sich rank auf, um nicht umgeblasen zu werden.

Um die Ecke. Den Hägdehaugsweg hinauf. Vor einer hölzernen Villa, wo es aus einem Giebelfenster leuchtete, blieb sie stehen. Sie sah hinauf. Ja, hier mußte es sein. Ein Windstoß nahm sie und schob sie vorwärts. Sie tappt-

sich die Treppe hinauf, sah im Dunkeln den Schimmer einer Visitenkarte an der Tür und klopfte an.

Ein Herr machte auf — sie konnte ihn in dem dunklen Gang nur undeutlich erkennen.

„Ich kann heut abend leider nicht mit", platzte Petra heraus.

„Bedaure unendlich. Außerordentlich liebenswürdig von Ihnen, sich hier heraufzubemühen, um mir das zu erzählen", antwortete eine fremde, von Lachen erstickte Stimme. „Aber vielleicht haben Sie einen ähnlichen Bescheid an Studiosus Borting zu sagen. Der wohnt da drüben. Warten Sie, ich leuchte Ihnen."

„Danke. Ich kann sehen", antwortete Petra schnell und machte kehrt. Ein heller Türritz öffnete sich.

„Hab' ich wirklich recht gehört? Es war Ihre Stimme", sagte Per Borting erstaunt.

„Ja, ich war erst bei einem falschen Mann", sagte Petra.

„Sehr verbunden", lachte die Stimme auf der andern Seite und die Tür ging zu.

„Ich kann nicht mit".

„Können nicht?"

Per Bortings Enttäuschung war so groß und so offenherzig, daß er Petra ordentlich leid tat.

„Er ist tot — heut nachmittag", sagte sie still. „Ich bin hierhergerannt, damit Sie nicht zu uns kommen sollten."

„Oh", sagte er nur. „Bitte, setzen Sie sich", fiel ihm ein. Petra setzte sich auf die Armlehne eines Stuhles.

Das Licht der Lampe fiel grell auf ihr Gesicht.

„Sie sehen ganz anders aus als sonst. Es hat Sie sehr angegriffen", sagte er teilnehmend.

„O nein. Er hat's ja gut und all das Schlimme wird ihm nun erspart. Nun braucht er nicht mehr alle andern um Hilfe zu bitten. Und es ist egoistisch, zu trauern, wenn jemand stirbt. Aber da ist ewas Schlimmeres —"

Er sah sie an.

„Haben Sie sich mit der Amtmännin erzürnt?"

„Schlimmer", sagte Petra unerschütterlich.

„Noch schlimmer?" fragte er ganz erschrocken. „Was kann denn das nur sein?"

„Ich — ich glaube, ich bin verlobt", sagte Petra.

„Glaube? Natürlich mit Weyer?" kam es scharf. Er wurde dunkelrot bis an den Hals hinab.

Petra nickte.

„Glaube? Sind Sie denn bei Sinnen? Sie müssen doch wissen, ob Sie verlobt sind!" fuhr er sehr heftig auf. „Erzählen Sie mir alles. Das haben Sie mir versprochen." Die Stimme war befehlend.

„Also", erzählte Petra, „ich sagte dem Pastor so häßliche Sachen. Und da küßte er mich."

„Weyer? Und in Gegenwart des Pastors?"

„Nein. Der war weg. Erst schimpfte ich den Pastor aus, weil er garstige Dinge zum Amtmann gesagt hatte. Und dann wollte der Pastor wieder was zu mir sagen. Aber da nahm Weyer mich an sich und da weinte ich sein ganzes Vorhemd naß. Und dann ging der Pastor. Und dann küßte er mich."

„Unverschämt", brach Per Borting hitzig los. „So'n Kind wie Sie zu überrumpeln. Schofel."

„Nein", protestierte Petra energisch. „Er tat es bloß, um lieb mit mir zu sein. Aber — glauben Sie nun, daß er denkt, wir sind verlobt?"

„Ehrlich gesagt — nein." Er war ganz blaß geworden und zitterte vor Erregung. „Weyer ist bekannt als Flirt. Nein. Sie können gewiß ganz ruhig sein. Für den ist es wohl nichts anderes als Spielerei gewesen. Aber es ist eine schändliche Beleidigung für Sie."

„Gott sei Dank", sagte Petra erleichtert. „Übrigens meinte er es bloß gut mit mir. Ich bin doch kein Schaf. Ich weiß ganz genau, wenn die Leute eklig sein wollen und wann sie lieb sein wollen. Außerdem küßt man doch bloß die, die man wirklich furchtbar gut leiden mag."

Per Borting stand da und gaffte sie an.

„Sagen Sie mal, Fräulein Felber, machen Sie sich über mich lustig? Oder sind Sie so verhext von Weyer, daß Sie den Unterschied zwischen Gut und Böse verlernt haben?"

„Oder rechts und links und so weiter und so weiter", fuhr Petra plötzlich erleichtert fort. „Nichts Schlechtes von Weyer sagen. Der ist mein Freund. Wenn nun **Sie** mich geküßt hätten, sollte ich da etwa glauben, Sie hätten eklig gegen mich sein wollen?"

„Nein — ich", protestierte Borting indigniert und feuerrot zwischen den Sommersprossen.

„Lesen Sie mal Ihre Bibel, mein Bester, was da steht von dem Splitter und dem Balken", sagte Petra. „Aber jetzt muß ich gehen. Und Sie auch, wenn Sie rechtzeitig hinkommen sollen."

„Können Sie nicht doch mitgehen?" überredete er sie ermutigt durch ihr: wenn nun **Sie** mich —

Petra schüttelte betrübt den Kopf.

„Kann nicht. Muß bei denen zu Hause bleiben. Denken Sie mal, da hab' ich eben „zu Hause" gesagt. Es ist wohl, weil es heute so feierlich da ist. Aber ich tu was anderes. Morgen geh' ich zu ihr hin und singe ihr vor. Ich will Sängerin werden, und nichts anderes auf der Welt. Nichts anderes.

Darum hatte ich solche Heidenangst, daß ich verlobt wär'", fügte sie lächelnd hinzu.

Per Borting starrte sie verwundert und gekränkt an.

„Darum also."

„Ja — weil ich doch dann hätte heiraten müssen und 'ne Menge Kinder kriegen. Und das hält so auf, wenn man Sängerin werden will. Denken Sie nur, wie's Ihrer eigenen Mutter ging. Sie mußte es ja aufgeben, als sie heiratete. Aber das war doch ein Glück. Denn sonst existierten Sie ja nicht und das wäre doch sehr schade", sagte Petra. „Aber jetzt müssen wir gehen."

Sie gingen zusammen hinunter. Per Borting bewies eifrig durch Beispiele, daß man sehr gut Sängerin werden und sich doch verloben könnte.

„Kann ich Sie morgen zur Wedloffska begleiten?" fragte er, als sie sich trennten. „Ich möchte so gern der erste sein, der —"

„Na ja. Gut. Aber nicht mit rein", versprach Petra.

Sie ging durch den Garten. Das Fenster, wo der Tote lag, stand offen und war weiß verhangen. In der Wohnstube, die nur durch des Amtmanns Leselampe erhellt war, gingen Frau Letta und Wilhelm Weyer auf und ab. Er hatte seinen Arm um die dünne schwarze Gestalt gelegt. Er suchte kleine Erinnerungen hervor, Worte, die der Onkel zu ihm gesagt, als er noch ein kleiner Junge war. Frau Letta lächelte ihm dankbar zu, trocknete unablässig die Tränen und putzte die Nase.

„Verzeihung."

Petra wollte wieder hinaus.

„Kommen Sie nur", winkte die Amtmännin. Sie zog Petra an ihre andere Seite. So gingen sie alle drei.

„Wo sind Sie denn gewesen?"

„Abgesagt, das Konzert", sagte Petra.

„Wie schade", sagte Frau Letta. „Sie hatten sich doch so lange drauf gefreut. Das ist wohl eine große Enttäuschung für Sie."

„Ja", sagte Petra aufrichtig. „Aber morgen gehe ich zu ihr. Seit ich ein kleines Mädchen war, habe ich drauf gewartet, daß sie kommen sollte. Ich will auch Sängerin werden", brach sie plötzlich aus, „und mich gar nicht verloben" — mit einem bedeutungsvollen Blick zu Wilhelm Weyer.

Die beiden blieben stehen und sahen sie erstaunt an.

„So? Ja, Sie haben ja eine schöne Stimme", sagte die Amtmännin. „Aber es ist eine kostspielige Ausbildung."

„Ja, das glaube ich auch", sagte Petra verzagter als gewöhnlich. „Und nun — darf ich wohl auch nicht mehr hierbleiben?" fügte sie hinzu.

Wieder mußte Frau Letta die Augen trocknen.

„An all so was kann ich heute noch nicht denken", sagte sie. Sie löste sich sanft aus Wilhelm Weyers Arm und ging still zu ihrem Mann hinein. Wilhelm Weyer blieb stehen und sah Petra an. Was sie wohl eigentlich dachte über das Vorgefallene. Er nahm ihre Hand.

„Was denken Sie von mir, Petra? Liebe kleine Petra?" sagte er mit der aufwallenden Zärtlichkeit, die jedesmal über ihn kam, wenn er die kleine feste Hand berührte.

„Ich bin so schrecklich froh, daß Sie ein — Flirt sind", sagte Petra strahlend. „Erst dachte ich, nun wär' ich verlobt mit Ihnen, aber jetzt weiß ich, daß Sie bloß so sind. Und es war furchtbar lieb von Ihnen, daß Sie so nett zu mir waren, als der Pastor mich runtermachen wollte. Vielen Dank."

(Fortsetzung folgt.)

Gibt es das?

Skizze von S. Barinkay.

Not brauchte Otto Noll nicht zu leiden. Seine Stelle als Anwaltssekretär ernährte ihn. Allerdings nicht üppig. Er zählte Mitte Zwanzig, und die Frau lebte ihm längst im Blut wie im Gedanken. Trotzdem hatte er einmal die Gelegenheit zur Heirat vorbeigehen lassen. Eine vermögende Witwe. Denn er war ein hübscher, schlanker Junge. Sie lockte ihn nicht. Nicht, weil sie etwas älter war. Doch er träumte von einem Jungfräulein, das ihm gegenüber wohnte und die Tochter eines Arztes war. Kaum in Blüte und entzückend. Unerreichbar für Otto Noll, den mittellosen Schreiber.

So trug er denn die stille Liebe mit sich herum, fühlte sich den einen Tag glücklich, wenn er „Sie" sah und grüßen durfte, und den anderen unglücklich, wenn er sie nicht zu Gesicht bekam; pries sich gestern selig, weil er ihr so nahe wohnte, verhöhnte heute sich selbst über seine altmodischen, aussichtslosen Gefühle und bildete sich morgen ein, daß er ihr nicht ganz gleichgültig sei, denn sie dankte seinem Gruß mit anmutiger Wärme. Dann fing er von vorne an: unzeitgemäße Dummheit, Wahnsinn, dem länger nachzuhängen! Das Richtige: ausziehen — vergessen!

Sie fährt im Auto — ich geh auf geflickten Sohlen. Sie führt das Racket zum Vergnügen — ich klopfe die Maschine, um mir das tägliche Brot zu verschaffen. Wenn ich auch ein Auto hätte und Tennis spielen könnte, dann wäre sie wohl zu gewinnen. Sie die Meine? Ein törichter Traum! Erfüllen sich Träume je? Gibt es das? Wir wollen sehen.

Otto suchte, durch ein Unwohlsein gezwungen, eine vornehme Gaststätte auf. Auf der Glasplatte überm Waschbecken sah er zwei Ringe, einen großen Tafelsmaragd und einen großen Brillanteinsteiner. Ein Glücksgefühl durchzuckte ihn. Herrliche Erfüllungsmöglichkeiten blinkten vor ihm. Er ermannte sich schnell. Tollheit solche Gedanken! Beim Besitzer des Lokales ließ er sich melden und lieferte die Ringe ab. Seine Anschrift sollte er nennen, wegen des Finderlohnes. Er nannte sie gern. Eine Aufstockung seines Monatsgehaltes wäre ihm nicht unlieb.

Am nächsten Tage kam ein alter, vornehmer Herr zu ihm. Sehr vornehm, sehr liebenswürdig. Er musterte den Finder aufmerksam und ließ sich seine Lebensumstände erzählen und seine Zukunftshoffnungen. Nun, da war nichts Besonderes zu sagen.

Der Fremde zog seine Brieftasche. „Den Finderlohn!" sprach er und legte ein paar ansehnliche Banknoten auf den Tisch.

Obwohl der Anblick Otto wonnigen Schrecken verursachte, entglitt ihm doch eine heftige Geste der Abwehr.

Der Herr hielt inne. Besann sich ein wenig. „Ein Vorschlag, Herr Noll! Sie gefallen mir. Sie sind klug, ehrlich und anständig. Das habe ich wohl bemerken können. Ich bin alt, vergeßlich, und es passieren mir oft ähnliche Geschichten wie mit den Ringen. Dabei reise ich aber gern. Wenn Sie Ihre Stellung aufgeben, mit mir kommen und mich betreuen wollen, schlagen Sie ein! Sie sollen es nicht bereuen, mir altem Manne mehr zu sein als ein bezahlter Diener."

Otto nahm freudig an. Abgesehen von allem, war das ja die beste Gelegenheit, das unerreichbare Jungfräulein zu vergessen . . .

Er sah die Welt, er lernte Menschen kennen. Nach zwei Jahren starb sein Gönner und hinterließ ihm einen großen Teil seines Geldes.

Nun war der Traum soweit erfüllt. Otto besaß ein Auto, er spielte auch Tennis. Wenn er an das gewisse Jungfräulein dachte, wellte über sein Herz immer noch eine sehnsüchtige Wärme.

Er ging zu ihrem Vater, erzählte ihm sein erlebtes Märchen, dem der rechte Schluß fehlt, und fragte, ob seine Tochter frei sei, ob er um sie werben dürfe. Denn jetzt hatte er Selbstbewußtsein und wollte weder Umwege noch Umschweife. Der Arzt war ziemlich verwundert über den seltsamen Bewerber, antwortete aber: „Meine Kleine ist noch frei. Sie hat kürzlich einen vorteilhaften Antrag abgewiesen. Zu meinem Bedauern. Manchmal habe ich sie im Verdacht, es spukt ein Bestimmter bei ihr im Herzen herum. Wer kennt sich in jungen Mädchen aus! Jedenfalls seien Sie morgen mittag mein Gast! Ich kenne Sie ja auch etwas als einstigen Nachbarn."

Als das junge Mädchen am nächsten Tage ins Eßzimmer trat und eines Gastes Rücken bemerkte, befremdete es sie nicht. Der Vater brachte öfter unangemeldete Mittagsgäste, Patienten von auswärts. Doch als sich der heutige, der so schlank und elegant dastand, umdrehte, wurden ihre Augen groß und ihre Wangen erst blaß und gleich darauf rot.

Der Vater merkte, daß sein Verdacht begründet gewesen. Und Nolls Selbstbewußtsein war so stark, daß seine Blicke ihr wie ein entzündetes Raketenbündel zustrahlten: Ich hab dich lieb!

Das Märchen hatte sein gutes Ende.

Harm und der Tod.

Skizze von Wolfgang Federau.

Als ich ihn das erste Mal traf, war Harm ein halbwüchsiger Junge. Ein richtiger Junge von knapp sechzehn Jahren. Einer, wie wir sie mögen: frisch, hell, tapfer, draufgängerisch und ritterlich.

Harm stak damals tief in jener ersten großen Leidenschaft, die jeden Knaben zugleich mit dem Stimmwechsel zu überfallen pflegt. Der Gegenstand war ein blond und braunes Mädchen von jener Art, wie sie an der nordischen Wasserkante wachsen. Es hieß Lisbeth und hatte einen herben, frischen Mund, den Harm ums Leben gern einmal geküßt hätte. Natürlich kam es nie dazu, denn so tapfer er auch war, dazu gebrach es ihm doch an Mut.

Selbstverständlich hielt er seine Liebe sorgfältig geheim. Und eben so selbstverständlich wußten die Hälfte seiner Klasse darum, seine gesamte nähere und entferntere Verwandtschaft und ein guter Teil der Einwohner der Stadt. Obgleich man taktvoll genug war, es ihm nicht zu sagen.

Aber an einem Abend, als Harm mit dem erstaunlichen Appetit dieses Lebensalters einen Berg belegter Schnitten vertilgte, sagte seine älteste Schwester Ruth mit einem spöttischen und überlegenen Lächeln. „Übrigens, Harm, vorhin traf ich im Park deine Lisbeth. Aber sie hat mich nicht gesehen — sie war so stark beschäftigt . . ."

„Wieso?" fragte Harm.

„Wieso? Na — sie ging in Begleitung."

„Von wem?"

„Von Klaus Moor, deinem Klassenkameraden."

Harm schob den Teller mit einer heftigen Bewegung zurück. Er fühlte sich plötzlich gesättigt. „Und . . . was taten sie?" stotterte er.

„Ach — ich habe nicht darauf geachtet. So indiskret bin ich doch nicht", lächelte Ruth mit empörender Geringschätzung.

„War sie . . . war sie fröhlich?" bohrte Harm weiter.

„Ja, ich denke doch. Jedenfalls waren die beiden sehr lustig und aufgekratzt."

„Gute Nacht", sagte Harm leise und stand auf. Oben in seinem Kämmerchen warf er sich in Kleidern aufs Bett und starrte lange Zeit mit brennenden Augen ins Dunkle. „Mein Herz ist gebrochen", dachte er endlich. Und eine seltsame Süßigkeit lag darin, zu denken, daß er jetzt sterben würde. Eine Süßigkeit, von der er nicht wußte, ob sie Schmerz oder Lust bedeute, und die ihm Tränen in die Augen trieb.

Aber am nächsten Morgen, beim Aufwachen, lag er fast eine halbe Stunde träge und verschlafen im Bett, ehe ihm einfiel, daß sein Herz gebrochen war. Und da an diesem Tage zugleich die Ferien begannen und die Sonne feiertäglich am Himmel braunte, so hatte er am Abend bereits Lisbeth und das gebrochene Herz und Klaus und alles vergessen.

Das also war das erste Mal, daß Harm an den Tod dachte. Für viele Jahre das erste Mal. Bis der Krieg ausbrach, der den jungen Studenten packte, wie Millionen anderer junger Leute, und in das blutige Geschehnis hineinwirbelte. Hier nun freilich, auf den Schlachtfeldern Frankreichs und Galiziens, lernte Harm den Tod auf andere und ernsthaftere Art kennen. Als den immer Gegenwärtigen, vor dem es keinen Schutz und kein Entrinnen gab.

Im dritten Kriegsjahre zerschmetterte ihm ein Granatsplitter den rechten Arm. Die Verwundung war gräßlich, und nur unter Opferung dieses Gliedes gelang es, Harm zu retten. Als er nach langen im Lazarett verbrachten Monaten endlich entlassen wurde, meldete er sich zur Front zurück.

„Unsinn", wurde ihm bedeutet, „koddrig genug geht's uns ja. Aber so weit sind wir noch nicht, daß wir Krüppel . . ."

„Eben deshalb", sagte Harm mit blassen Lippen.

Man verstond. Aber „Kopf hoch!" sagte man. „Manche Ihrer Kameraden würden froh sein, auf so billige Art aus dem Schlamassel herauszukommen."

„Ich bin nicht froh", sagte Harm. „Ich bin kein ganzer Mensch mehr." Und seiner Zähigkeit gelang, was seine Bitten allein nicht erreicht hätten.

Er kam zu einer alten Batterie, die es nicht zu bereuen hatte. Es gibt im Kriege Augenblicke, in denen ein Freiwilliger mit einem Arm wertvollste Dienste leisten kann. Und sei es auch nur als Beispiel.

Harm war ein leuchtendes Beispiel. So viele standen seit Monaten, seit Jahren mit dem Tod auf Du und Du. Und fast alle hatten aufgehört, ihn zu fürchten. Aber Harm suchte den Tod — ja, er liebte den Tod. Das war etwas anderes. Aber der Tod verschonte ihn.

Als der Krieg zu Ende ging, hatte sich Harm mit seinem Schicksal abgefunden. „Ich soll leben bleiben", sagte er sich, und ganz leise, zaghaft noch, kam das Echo aus seinem Herzen „Ich will leben bleiben." Er, für den ein Ende auf dem Schlachtfelde allen Schrecken verloren, fand leichter als die anderen in das bürgerliche Leben zurück. Er hatte sich an den Verlust des Armes gewöhnt, und mit verbissenem Fleiß setzte er seine Studien fort, bestand seine Examina, ein großes Industrieunternehmen stellte ihn an, und wenige Jahre später hatte er sich durch seine überragenden Kenntnisse, durch Klugheit und Lauterkeit bereits eine führende Stellung errungen.

Harm war auf dem besten Wege, zu der natürlichen Heiterkeit seiner unbeschwerten Jugend zurückzufinden. Die großen Ziele, die er sich gesteckt, die mancherlei Erfolge, die er bereits errungen, das alles hatte seinem Leben einen neuen Inhalt gegeben. Aber dann geschah es . . . Zuerst war es nur so ein merkwürdiger Schmerz im Halse — ach, kein Schmerz eigentlich, nur so ein unbehagliches, kratzendes Gefühl. Er ging zum Arzt.

Der untersuchte ihn lange und sorgfältig. „Ist es Ihnen recht, wenn ich einen Kollegen hinzuziehe?" fragte er.

„Wen?" tastete Harm.

„Doktor Hilgen", sagte der Arzt.

„Den Professor Hilgen?"

Der Arzt nickte nur. Harm wurde blaß bis in die Lippen. Hilgen, das war doch der berühmte Krebsspezialist? „Ja, es ist mir recht", sagte Harm ganz leise.

Professor Hilgen, der ihn dann untersuchte, schüttelte bloß den Kopf. Harm glaubte zu wissen, was kommen würde. Aber da sagte der Professor schon: „Die Befürchtungen meines Kollegen treffen nicht ganz zu. Es ist Kehlkopftuberkulose — aber erfreulicherweise in einem noch ziemlich frühen Stadium."

„Hoffnung?"

„Aber, lieber Freund", sagte der Professor väterlich. „Selbstverständlich . . . Nein, nein, es ist wirklich kein Grund zu allzu großer Besorgnis."

„Er redet um die Sache herum", dachte Harm verbittert. „Er will nicht sagen, daß er nur wenig Hoffnung hat, oder gar keine!" Aber Harm wollte nicht sterben — jetzt nicht mehr. Hatte er während des Krieges den Tod gesucht, so wollte er ihm jetzt entgehen.

Harm floh vor dem Tode. Er fuhr nach Arosa und nach St. Moritz, er reiste nach Finnland, dann für ein weiteres Jahr nach Kairo. Endlich kehrte er zurück. Braungebrannt, schmal, aber kräftig.

Der Professor untersuchte ihn eingehend und lange. Er lächelte befriedigt, als er seinen Patienten verabschiedete.

„Bin ich gesund?" fragte Harm.

„Ja", sagte der Arzt.

„Für immer?"

„Ich glaube sagen zu dürfen: ja."

Harm pfiff übermütig wie ein Junge vor sich hin. „Dem Tod ein Schnippchen geschlagen", dachte er strahlend.

Dann kamen viele Jahre ruhiger und stetiger Arbeit. In einem dieser Jahre heiratete Harm. Sie hieß Lisbeth, und nur der Name erinnerte ihn an seine Jugendliebe.

Harm war sehr glücklich. Und als Lisbeth ihm den Jungen, der vor drei Wochen das Licht der Welt erblickt hatte, erstmalig bei seiner Heimkehr auf den Armen entgegen trug, da fiel er ihr in Gegenwart des Dienstmädchens um den Hals und sagte: „Ich möchte hundert Jahre alt werden, Liebste, so schön ist das Leben."

Nein, er dachte nicht mehr an den Tod. Er hatte ja an so vieles andere zu denken. An seine Frau, an seinen Jungen, an seine Arbeit. Die ihn zwar beglückte und befriedigte, aber ihm wenige freie Zeit ließ. Auch an diesem Abend nicht, wo er in einer wichtigen Sitzung seine Pläne über den weiteren Ausbau des Unternehmens vorlegen sollte.

Und vielleicht weil sein Kopf mit all diesen anderen Dingen so erfüllt war, geschah es, daß ihn beim Heimweg von dieser Sitzung ein hurtiges, blankes, glänzendes Auto, das er gar nicht gesehen hatte, packte, zu Boden schmetterte und über ihn hinweg raste. Wer darin saß, das hat man nie feststellen können. Vielleicht war es wirklich der Große, Krumme, der jetzt mit höhnischem Grinsen seines beinernen Schädels davonjagte, während man Harm, den Toten, behutsam aufhob und auf eine Tragbahre bettete . . .



Bunte Chronik



* **Der Doppelgänger des Prinzen von Wales gestorben.** Es ist eine bekannte Tatsache, daß viele Menschen, besonders zahlreiche Prominente, einen Doppelgänger haben. Henry Fords Doppelgänger ist der Pressephotograph in London, während ein zweiter Mussolini als Friseur in Newyork tätig ist. Der Doppelgänger des Prinzen von Wales, Bill Humbert, ist dieser Tage in London gestorben. Humbert war der Sohn eines Geschäftsmannes aus der City. Der Vater wollte von dem ungeratenen Sohne nichts wissen, und Bill verstand es, aus seiner verblüffenden Ähnlichkeit mit dem Prinzen von Wales Kapital zu schlagen. Der junge Mann kopierte den Prinzen bis auf die kleinste Kleinigkeit. Er hatte sogar den Mut, sich bei demselben Schneider, wie der Prinz einzukleiden. Einmal mischte sich Bill Humbert, der, nebenbei gesagt, gelegentlich manchmal auch Taschendieb war, unter das Publikum des Derby-Rennens und wurde selbstverständilch für den Prinzen gehalten. Die Leute, die den Thronfolger Englands zu begrüßen glaubten, mußten aber bald merken, daß ihre Taschen leer waren. Eines Tages erschien Bill in einem vornehmen Londoner Club, wo er mit „Königliche Hoheit" angesprochen wurde. Bill hat einen Herrn, um die Kleinigkeit von 500 Pfund angepumpt. Er hatte nämlich seine Brieftasche zu Hause gelassen. Der Gentleman war nur allzu froh, dem populären Prinzen diesen kleinen Dienst erweisen zu können. Der Prinz von Wales amüsierte sich köstlich über die Großtaten seines Doppelgängers. Er rettete einmal den armen Bill, den man bei einem Rennen verprügeln wollte, aus einer höchst unbehaglichen Situation.

Lustige Rundschau



* **Macht der Persönlichkeit.** Der dicke und immer aufgeregte Mann geht an einem Neubau vorbei. Ein Ziegelstein fällt ihm dabei unsanft auf den Kopf. Der Kopf bleibt unverletzt, aber das Gehirn beginnt zu sieden. Der aufgeregte Mann nimmt den Stein und klettert die Leiter hinauf. Oben schreit er: „Wer von euch Proleten hat diesen Stein herunterfallen lassen?" Es meldet sich ein Mann von gewaltigen Dimensionen: „Wünschen Sie etwas?" Da hört das Gehirn des Aufgeregten zu sieden auf: „Ich wollte Ihnen nur den Stein zurückbringen, verehrter Herr!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.